

Frau Tilde.

Ergählung von Dorothea Goebele.

Als der kleine Peter drei Jahre zählte, nahm sein Vater die zweite Frau. Sie war eine Oberförsters- tochter aus dem Pommerischen her, nicht hübsch und auch nicht mehr all- zu jung, aber derbe und raskig, ge- rade eine Frau, wie sie pakt für den Bruchhof, dem schon seit Jahren die Frau gefehlt.

War eine verwilderte Wirtschaft, darin Frau Tilde kam, manch an- dere hätte den Muth verloren, sie verlor ihn nicht. Sie griff fest zu und hatte scharfe Augen auf das Ge- finde. So kam ein Aufblühen in das Haus und alles gedieh, Kühe und Kälber und Vieh und Veder und allen vortan der kleine Peter.

Stiefmutter hatten sie im Dorf ge- sagt, als „die Pommerische“ in den Bruchhof kam, sie merkten aber bald, daß sie doch eine rechte Mutter war, und wie sie die Blumen im Winter von einem Fenster zum andern trug, daß ihnen ja ein Sonnenleuchten werde, so nahm sie auch den ver- waiseten Knaben an ihr Herz. Der aber hing an ihr, und war ihm nach dem Vater wohl keiner lieber, als die Mutter.

Vater und Mutter und der Bruch- hof. Der kleine Peter liebte seine Heimath. Er liebte die Wiesen im Bruch und die wogenden Felder und das Vieh im Stall, und wenn im Lenz die Lerche stieg und der Anecht den Samen auf den Acker warf, ließ er hinterdrein und streute mit aus seinem blauen Kittelschürchen. Er konnte auch am Wegrand sitzen und träumen von dem Tage, da er groß sein würde und selber hinter dem Pfluge gehen.

So waren die Jahre still und fried- lich, und hat wohl keiner gedacht, daß es jemals anders kommen könnte; es kam aber doch anders, und als der kleine Peter acht Jahre zählte, klang durch den Bruchhof ein helles Stimmchen, Frau Tilde wiegte ein Kind in den Armen, ihr eigen Kind.

Das war das Hänschen. Das Hänschen ward ein Häselkind. Der Vater verzog's und der Bruder ver- zog's, am meisten aber verzog es wohl Frau Tilde.

Ihr eigen Kind — das war nun doch noch etwas anderes als der Stiefsohn. Ihr Gesicht sprach vor Mutterglüd.

Manchmal freilich flog auch ein Schatten darüber hin, und über das Kind fort gingen ihre Augen in's Leere mit seltsam fragendem nach- denklichem Ausdruck. Es waren auch allerhand Gedanken in ihr und waren gekommen, sie wußte nicht woher noch wie.

Ihr eigen Kind: sie spann Zu- kunftsträume, sie sah das Hänschen wachsen und größer werden und herumtollen in Haus und Hof, sie sah es als großen, stattlichen Bur- schen und dann, — das war der Punkt, wo die Schotten fliegen, dann mocht's hinausgehen aus dem Ba- tererde, der jüngste Sohn, der Nach- geborene. Ein Paar tausend Thaler waren sein, das Gut nahm der an- dere — der Fremde.

Als Frau Tilde solche Gedanken zum ersten Male kamen, hat sie das Hänschen rask in die Wiege gelegt und ist hinausgegangen und hat dem Peter ein paar extra große Birnen zum Vesper gerecht, denn sie schämte sich vor ihm und vor sich selber.

Die Gedanken kamen aber doch wieder und kamen häufiger, je größer das Hänschen wurde, — und wenn sie darüber fortgehen wollte, erhob sich eine andere Stimme und sagte: „Sind sie denn nicht gerecht? Warum dem fremden Kinde das Gut, das Du allein erst wieder neu ge- schaffen aus Wildniß und Verfall heraus? Die Früchte Deiner Arbeit einem fremden Kinde?“

So sprach die Stimme, und je öfter sie sprach, je tiefer lauschte ihr Frau Tilde.

Der Peter aber war nun bald vierzehn und ging beim Pastor in die Vicaratschule. Er war ein eif- riger, fleißiger Schüler, und der Pastor lobte ihn, er konnt's es noch zu etwas bringen bei den Büchern. Der Herr Pastor hat's wohl nur so hingelassen, Frau Tilde aber fing die Worte auf und gab ihnen eigene Deutung.

Er konnt's es noch zu etwas bring- en bei den Büchern, — ja, warum sollte man ihn denn nicht zu den Büchern sehen? Warum konnte er nicht lernen, was ihn fortzog von dem Gut? Dann blieb der Hof dem Hänschen und ihre Arbeit ihrem eignen Kinde. Frau Tilde folgte dem Gedanken gern und spann ihn weiter und immer weiter, bis er auch über ihre Lippen kam. Es war in einer trauten Pflaundersunde, daß sie zu ihrem Gatten sprach: „Meinst Du nicht, daß es an der Zeit wär, den Peter in die Schule zu schicken?“

„In die Schule? Er geht ja schon!“ Peter Dallgow verstand sie nicht.

„Ich meine in die Stadtschule, Altkirchen.“ Frau Tilde sah auf ihre Arbeit, als schaute sie ihres Mannes Blick, nun ihr aber erst einmal der Muth gekommen, sprach sie rask auch weiter: „Der Herr Pastor hat erst neulich gesagt, er hätte Talent, er

konnt's zu was bringen, wenn man ihn bei den Büchern lieh.“

„Er soll es zu nichts bringen bei den Büchern, wenn er's nur zum Bruchhofbauern bringt,“ und Peter Dallgow lachte breit und behaglich.

So war denn Frau Tildes Idee eigentlich abgelehnt, und sie hätte sich bescheiden können; das that sie jedoch nicht, im Gegentheil, es wuchs ihre der Eigensinn und die Lust am Kampf. Was ihr das erste Mal nicht gelungen, versuchte sie zum zweiten und dritten Male. Sie bohrte und bohrte, sie steckte sich auch hinter den Peter und fing ihn ein mit listigem Wort und erzählte ihm von der Stadt, er könnte bei ihrem Bruder wohnen, der hatte sein Haus direkt am Hafen, wo die großen Seechiffe Anker warfen, er hatte auch ein eignes Dampfboot, da konnt' er mit hinunter fahren auf's Meer, und noch weiter gar an's Meer, und Theater gab es da und Musik und soviel zu hören und zu sehen. Frau Tilde malte die Stadt in den glän- zendsten Farben und des Peter Augen leuchteten auf. Das müht kein rich- tiger Bus gewesen sein, der da nicht Luft bekommen hätte. O ja, er wollte hin, wie gern! Heute lieber als mor- gen.

Es war gerade Winter und um den Bruchhof lag die Dede in ihrer ganzen Traurigkeit, da winkte ihm die ferne Stadt in doppelt hellem Glanz.

Er sollte seinen Vater bitten, mein- te Frau Tilde.

Und Peter hat, er wußte ja nicht, wozu — und hat auch wieder und immer wieder. Die Mutter sprach ihm zu, er sollte nur sagen, er wollte lernen, dann würde der Vater doch noch nachgeben, und Peter Dallgow gab wirklich nach.

Palmsonntag wurde der Peter ein- gegeben und Ostern zog er auf die Stadtschule, zum Ostel nach Stettin.

Er zog, als die Wiesen grün wurden und der Garten voller Vie- chen stand, und beinahe wollte ihm das Herz schwer werden, und er wäre am liebsten zum Vater gelaufen und hätte gesagt: „Befahl' mich doch hier.“ Er schämte sich aber, nachdem er den ganzen Winter gebettelt, und schließlich lockte ihn auch das Neue, wie es immer die Jugend lockt.

So zog er doch, und Frau Tilde konnte froh sein, sie hatte den ersten Schritt gethan zu ihrem kühnen Zu- kunftstraum: der Peter in der Fremde und das Hänschen auf dem Gut. Sie konnte sich aber doch nicht freuen, und als des Peter erster Brief kam, in dem trotz aller Lust am Neuen das Heimweh und die Sehnsucht bitter vorklangen, wäre sie am liebsten zu dem Alten gegangen und hätte ihm gesagt: „Hol ihn zu- rück.“ Er ist ja bloß hineingeredet, sein Herz hängt am Bruchhof und nicht an den Büchern, ich — ich habe ihn erst dazu gelehrt.

Es ist aber jaust im selben Moment das Hänschen in's Zimmer gesprun- gen und jauchzend auf ihren Schooß geklettert. Da hat sie den Brief bei Seite gelegt und dem Alten nur ge- sagt: „Der Peter hat geschrieben.“ Er hat geantwortet: „So?“ und nicht einmal gefragt: „Was?“ denn sein Herz war voll Born auf den Jungen.

So gab sie ihm den Brief nicht und schrieb zurück, der Vater grolle. Des Peter Herz war voll Traurig- keit und wurde noch trauriger, als er zu den großen Ferien zum ersten Male nach Hause kam. Der Vater trug seinen Groll auf den Jungen nur allzu deutlich zur Schau. Er gönnte ihm an Worten gerade die nothwendigsten, — und wie der Herr, so das Gesinde. Gebudet war der Peter auf dem Bruchhof, doch nicht willkommen, und auf der Stel- le, wo er einst gestanden, stand jetzt das Hänschen.

Das sah an des Vaters Seite auf dem Bod, wenn er hinausfuhr in die Felder und wenn die Heumagen heimkamen, durfte er hoch oben sitzen, als aber der Peter auch dahin wollte, hieß es barsch: „Da ist kein Platz für Dich, geh' an Deine Bücher, Federhücher.“ Es kam dem Peter fast wie Reid auf das Brüderrücken, das jetzt alles hatte, was er früher auch gehabt und nun nicht mehr haben sollte, es kam ihm aber auch manch- mal ein Born, denn das Hänschen war ein hoheshaftes Ding geworden. Es tyrannisirte Magd und Anecht, schlug den Hofhund, der ihm nicht gehorchte und jagte die Hühner mit der Peitsche durch den Garten, als aber der Peter ihm wehren wollte, fuhr ihn die Mutter rask an, er sollte das Kind in Ruhe lassen, er wäre wohl zimperlich geworden in der Stadt. Es war das erste Mal, daß ihm Frau Tilde böse Worte gab, sie gab sie ihm jedoch noch öfter. Zum Vater wagte er sich nicht mit seinem tiefen Heimwehleid, der hatte ihn z. B. rüdgestoßen; doch als der zu der Mut- ter kam, hielt die ihm streng entgegen: „Du hast's gewollt, nun bleib beim Weg, den Du Dir selbst gewählt, Du bei den Büchern, Hänschen auf dem Hofe.“

Ja, hatte er ihn denn gewöhnt? Des Peters Herz ward ire an sich, es kam ihm ein Zweifel und Fragen: Wie war es denn gekommen, daß er so gern fortgewollt? Er wußte es selber kaum.

Fremd war er geworden in der Heimath und wurde noch fremder, denn wie die ersten Ferientage verlief

noch mancher Ferientag, da kam er schließlich gar nicht mehr und blieb bei den Verwandten in der Stadt. Er mochte auch den Hof nicht wieder sehen, der nicht mehr seine Heimath war.

Dabei aber wuchs Hänschen heran und jedesmal, wenn Frau Tilde den Sohn sah, ging ein Leuch- ten über ihr Gesicht, sonst war von Freude freilich nicht viel drin zu lesen. Sie hätte triumphiren könn- ten und triumphirte doch nicht, im Gegentheil, es war eine Unrast über sie gekommen, und wie im Fieber trieb es sie durch Haus und Hof. Sie hatte immer gearbeitet und zusam- mengespart, jetzt konnte sie keine Grenzen mehr, sie schaffte selbst wie eine Magd und knappte am kleinsten und hegte das Gesinde von früh bis in die Nacht hinein und scharte Thaler auf Thaler ein, alles für das Hänschen.

Das Hänschen aber war ein böser Bursch geworden, verwöhnt und ver- zogen, rechtshaberisch und eigenwillig. Im Dorfe konnten sie es nicht leiden und sagten, es wäre gar ein Schlim- mer.

Und weil es so ein Schlimmer war — hat es den alten Anecht verlacht, der ihm gesagt, das Eis der Ober se- lange noch nicht fest genug und hat ihm in's Gesicht geschlagen, weil er es hot zurückhalten wollen, das diergehn- jährige Burschen den alten sechzig- jährigen Mann.

Dann ist es doch hinausgelaufen — und ist nicht mehr zurückgekommen.

Nun lag Frau Tilde auf ihrem Lager und schrie und weinte in die Kissen, und der alte Peter und der junge Peter, der zum Begräbniß ge- kommen war, sahen bei ihr und wollten trösten und wußten doch nicht wie. — Dann endlich nahm der junge Peter ihre Hand und sagt: „Nicht weinen, Mutter — Mutter.“

Es ging ein Schillern durch den Körper der Frau, sie richtete sich em- por und schrie auf: „Du — nicht Du, um Dich hab ich's nicht verdient, — und so von Leid und Thränen hin- gerissen, gestand sie ihnen alles — den ganzen ungeheuren Betrag der letzten Jahre.“

Es war ein Schwestern über dem Zimmer. Des alten Peter Dallgow Brust ging schwer. Ueber den Tisch weg hatte er des Sohnes Hand an- genommen und hielt sie fest, als wollte er sie immer wieder lassen —

Und Peter erwiderte den festen Druck dieser Hand. Er sah auf die Frau, die ihn um seiner Jugend- beites Glüd gebracht — und in sein Gesicht wollte es steigen wie Hob, das war aber nur für Augenblicke — dann klärten sich seine Züge wieder auf. Er dachte an seine Kimberlage — die diese Frau ihm hell und licht ge- macht, und vor dem Licht verlor der Schatten, er nicht seinem Vater zu, und wie er dessen Augen leuchten sah, nahm er mit seltem Druck des Weibes Hand und sagte es noch einmal: „Nicht weinen, Mutter — Mutter!“

Da sah Frau Tilde auf und sah vom Sohn zum Manne und las in beider Augen, daß ihre Schuld ver- ziehen war, verziehen von der schwe- ren Sühne willen.

Und mitten in ihr ungeheures Leid strahlte es auf einmal wie ein fer- ner Glanz, der Glanz einer besseren und allückeren Zukunft, sie nahm des Mannes und des Sohnes Hand und stammelte mit zuckenden Lippen: „Neh' bleiben wir zusammen!“

Mein Vis-a-Vis.

Novellette von Max Kentwich.

Meine Geldverhältnisse gestatten mir das: ich kann hoch hinaus, ich kann meine vier Treppen wohnen. Besondere Vorzüge dieses Höhenver- ortes: nun eben frische Luft aus so ge- nannter erster Hand, und dann sehe ich so gewissermaßen von oben auf das ganze übrige Berlin. Nur zwei Fabrikshornsteine lassen nicht über sich hinwegschauen. Sie stehen zwar in einiger Entfernung; für mich aber kommen sie direkt aus dem Dache vis- a-vis heraus und bilden einen Dach- schmutz seltsamer Art.

Direkt unter dem einen wohnt Christel in ihrer Mansarde. Wer Christel ist? Ich weiß es nicht! Und woher ich dann wissen kann, daß das kleine Fräulein überhaupt Christel heißt? Auch das weiß ich nicht! Aber ich weiß, daß ich mich hierin nicht irren kann; die Sache ist doch sehr ein- fach: sie heißt eben Christel, weil es unmöglich ist, daß sie einen anderen Namen führen kann. Wenn man die Hand trumm macht zu einem Beob- achtungsrohr für Kunstgegenstände und dieses Rohr an's Auge legt, so daß die ganze Außenwelt von dem Vis-a-vis-Fensterahmen abgeschlos- sen ist, dann sieht man ein Bildchen aus der Romantik von Oerbeck oder Schwind. Dann taucht im Geist ein halbzugezogenes Mädchen auf, öffnet das Fenster, nicht dem Sonnenschein entgegen und lacht und freut sich, hört nicht den Lärm da unten in der Welt, ist froh allein mit sich, dem warmen Sonnenschein und dem weiten Him- melszelt. So ein Mädchen kann doch nur Christel heißen!

Daß Christel besonders zierlich ge- wesen wäre, kann ich nicht einmal be- haupten. Die Entfernung über die

breite Straße war wohl zu groß, als daß man hätte alle Details so scharf unterscheiden können; und dann sah ich von Christel schließlich doch immer nur so viel, als der Fensterahmen freigab. Alle ihre Bewegungen aber ließen erkennen, daß sie ein flinkes, munteres Ding sei.

Dann packte ich meine Guitarte aus und „Leise fliehen“ die Lieder durch die Nacht zu ihr.

Christel horcht auf und sieht wie eine Bildsäule am Fenster. Ich komme natürlich auch heran, lächle freundlich und nide hinüber. Und weih' ein Glüd ist mir beschieden: Christel nickt wieder, unter dem Räschen war deut- lich der schneeweihe Strich ihrer Zähne sichtbar. Unsere Bekanntschaft war also so etwas wie perfekt, aller- dings mit einem starken platonischen Schuß von mindestens sechszehn Me- tern, und sie verbarnte auch vorerst noch einige Zeit in diesem Stadium. Ich durfte singen, Christel hörte zu.

Für den aufmerksamen Beobachter, von dessen Observationspunkt hier oben ich mir allerdings wirklich keine Vorstellung hätte machen können, mag es wohl keinen Zweifel mehr gegeben haben, daß zwischen Christel und mir die Sache, wie man so sagt, klar sei. Ich selbst mag wohl so etwas wie die Ueberzeugung dieser Selbstverständ- lichkeit bekommen haben; anders lassen sich die folgenden Ereignisse kaum mehr erklären.

Der silberne Gläs eines Spätsom- mer Nachmittags noch zitternd über den Dächern; Christel stand mir vis- a-vis am Fenster, wir Beide guckten uns an und lachten, die liebe Sonne schien auch zu lachen — da wurde ich bezeugt, ich stieß den Zeigefinger der rechten Hand in mein Oberhemd und deutete dann auf die Straße hinun- ter, dann zeigte ich dreißig zu Christel hinüber und drehte wieder zur Straße ab. Diese Fingerübung wiederholte ich zwei bis dreimal und machte ein Ge- sicht dazu, das einem lebendigeorden- nen Fragezeichen täuschend ähnlich ge- sehen haben mußte.

Christel ist etwas erschaut, scheint diese Zeichenprache nicht recht zu ver- stehen. Sie bewegt daher ihrerseits den Zeigefinger gegen ihre Brust, zeigt hinab und blickt mich fragend an. Und als ich dann hinüberblide zum Zeichen, daß sich in unsere wechselsei- tigen Depeschen kein Druckfehler ein- geschlüpfen hat, kommt die Antwort herüber: Christel nickt und seht sich das Storchnest auf.

Siehe auf der ganzen Linie! Ich hätte vor Freude laut Hurrah schreien mögen; nur erschein mir das nicht als der passende Ausdruck meines Empfindens. Die Kleiderbürste fiel mir im Eifer aus der Hand und wäre bei einem Haar aus dem Fenster geflogen. Endlich war ich so weit. Ich stürzte die Treppen hinunter, immer drei Stufen mit einem Sage neh- mend.

Große Ereignisse werfen ihre Schat- ten voraus; ich bezeuge einem alten Weibe; da mußte ich, es wird etwas passieren. Vielleicht mußte ich, um zu Christel zu gelangen, erst einen Re- henbüschel das Genid herumbrechen. Angst kenne ich nicht; zwar bin ich nur 1,65 Centimeter groß, d. h. im- mer noch zwei Centimeter größer als der große Napoleon, Kräfte aber hab' ich für einen ganz langen. Ich trat aus der Thür hinaus — die Straße konnte sich still und friedlich — und wandte mich nach rechts, ein Auge auf meinen Weg, eins auf Christel's Thür wendend.

Ich hab' Christel nicht heraustreten sehen und doch kam auf einmal eine Dame auf mich zu, eine Dame — nein, ein kleiner Hercules, einen ganzen Kopf größer als ich! Mit Ent- setzen erkenne ich mein Vis-a-vis in dieser Riesendame. Es giebt eben Situationen, die eine nicht umzubrin- gende Komit enthalten, die den ersten Menschen zum Lachen zwingt. Wir Beide waren Anfangs sprachlos; dann verzogten sich die Gesichter zu einem unnaheahmlichen Grinsen.

„Ja, sagen Sie, liebes Fräulein, sind Sie denn überhaupt die, die ich erwarle?“

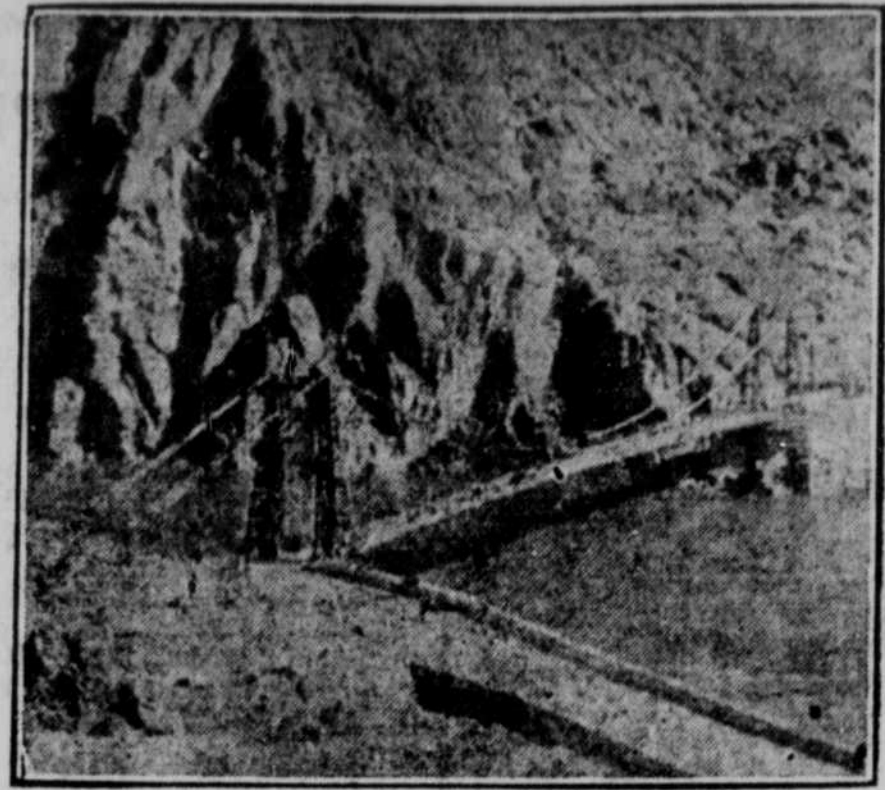
„Aber ja, ich bin es selbst! Ich kann doch auch nicht dafür, daß ich so groß geworden bin!“

Je näher ich zu ihr herantam, desto größer wurde sie. Ich hatte die felsen- feste Ueberzeugung, daß, wenn ich den Muth haben sollte, ihr den Arm zu reichen, die ganze Straße zu brüllen anfängt. Die Leute pflegen sowieso Jeden anzusehen, was mir unter nor- malen Verhältnissen schon peinlich ist; heute lächelten sie Alle so freundlich, als wollten sie sagen „Nur Muth, junger Mann, vielleicht holen Sie noch nach, was fehlt.“ Wüthend war ich, daß ich hätte der Länge nach auf- plagen mögen.

Zu allem Ueberflus fängt auch noch ein vorlauter Venae aus Schleifen ein heimathliches Lied zu singen an: Woar amaal a kleiner Moan — He! Zuckhe! Wullte gern a gruffhes Weibla hoan — He! Zuckhe!

Wir Beide flüchteten in ein Garten- Restaurant und warteten, bis es döl- lig dunkel geworden war; dann tra- ten wir den Heimweg an, ein wenig zerknirsch und unzufrieden, und wa- ren doch Beide unschuldig daran. Christel hieß übrigens auch gar nicht Christel; Christel hieß Mize.

„Auf Wiedersehen“ konnten wir ja ruhig sagen, als wir auseinandergingen; das sagte doch durchaus nicht,



Die erste eiserne Brücke in Afghanistan. Sie führt über den Kabulfluß, beim Eingang der berühmten Diron- tash-Schlucht, etwa 7 Meilen von Zel- labad. Sie ist zwischen der Thür- man 396 Fuß lang, 10 Fuß breit und dient als Erlay eines alten aus Häu- tah-Schlucht, etwa 7 Meilen von Zel-

labad. Sie ist zwischen der Thür- man 396 Fuß lang, 10 Fuß breit und dient als Erlay eines alten aus Häu- tah-Schlucht, etwa 7 Meilen von Zel-

labad. Sie ist zwischen der Thür- man 396 Fuß lang, 10 Fuß breit und dient als Erlay eines alten aus Häu- tah-Schlucht, etwa 7 Meilen von Zel-

Der Mörder der Kaiserin Elisabeth.

Bekanntlich ist von den Schweizer Gerichten der Mörder der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, der Anar- chist Lucheni, zu lebenslänglicher Ge- fängnißstrafe verurtheilt worden. Vor Jahren war bereits die Rede davon, daß Lucheni im Zuchthause gestorben sei, doch hat sich dieses Gerücht als unwahr herausgestellt. Bisher nahm man nun auf Grund früherer Schil- derungen von dem Leben in den Schweizer Zuchthäusern an, daß Lucheni eine Behandlung genieße, die wenigstens einigermaßen seinem scheußlichen Verbrechen entspreche. Nun hat aber, nachdem schon früher selbst Schweizer Blätter sich dahin ge- äußert hatten, daß der Mörder eine viel zu gute Behandlung genieße, jetzt wieder ein englischer Journalist, Herr de Windt, im „Daily Express“ fol- gende Schilderung von dem Leben Luchenis gegeben:

„de Windt fand den Gefangenen in einem hellen, luftigen Raum mit schöner Aussicht auf den See. Er bin- det Bücher ein und sprach gerade mit anderen Verbrochen, als de Windt eintrat. Der Gouverneur erklärte die- sem aber, daß er erst kürzlich den Ver- such gemacht habe, ihn mit einem Dolch zu erschicken, den er sich mit großem Geschid aus einer Sardinien- lüchse angefertigt hatte. Lucheni braucht nur zu arbeiten, wenn er Lust dazu verspürt. Er ist ein kleiner, blas- ser Mann von ungefähr 30 Jahren mit dunklen, unstillen Augen und ein- nem ewigen, aber sehr unangenehmen Lächeln. Er erklärte, daß es ihm sehr au gebe. Er bekommt reichlich zu es- sen, täglich einen Liter Wein und vier Cigaretten. Das Verbrechen, sagt der Korrespondent, sei offenbar darauf zurückzuführen, daß der Mann hoffte, auf diese Weise verübt zu werden. Oft stellt er sich wahninnig, hat aber damit keinen Erfolg, da man wohl weiß, daß er über eine außerordent- liche Intelligenz verfügt. de Windt sah auch die Zelle Luchenis, die dop-

pel so groß ist als die Zellen anderer Gefangnisse, er hat ein bequemes Bett und einen Schreibtisch, einen wohlge- füllten Bücherschrank und elektrisches Licht. In schweizerischen Gefängnissen ist es den Gefangenen erlaubt, die Wände ihrer Zellen mit Bildern und Ansichtspostkarten zu schmücken. Unter diesen befinden sich Bilder der Könige von Spanien, England und Italien. Ferner hina da ein eingezeichnetes Bild des Kaisers von Oesterreich, und eben- so eines der Kaiserin, die Lucheni er- mordete. Diese hat der Gouverneur noch gar nicht bemerkt, denn als de Windt ihn darauf aufmerksam machte, riß er die beiden Bilder sofort von der Wand herunter und vernichtete sie. de Windt sagt zum Schluß, es sei oft darüber geschrieben und gepredigt worden, daß man selbst einen Mörder wie diesen nicht für den Rest seines Lebens im Gefängniß schmachten las- sen dürfe, aber wenn man sehe, wie der Mann dort gehalten werde, dann müsse man sich im Geantheil fragen, ob der Urheber eines so scheußlichen Verbrechens überhaupt genügend be- straft worden sei.“

Als im Jahre 1832 der König von Sachsen das Land bereiste, wurden von vielen Bauern Bittschreiben über- reicht, in denen sie dringend um Auf- hebung der „wilden Schweinsjagd“ boten, weil das Schwarz wild viel Schaden in ihren Feldern anrichtete. Da eine Menge Bauern mit diesem Anliegen kamen, so las sie der König zuletzt nicht mehr, sondern sagte den Bauern gleich, wenn sie ihr Papier hinstellten, es solle ihr Besuch geneh- migt werden. Eines Tages bestand sich unter den Bittstellern auch eine Frau. Der König nahm ihre Schrift entgegen und sagte ihr sehr gnädig: „Sei Sie nur ruhig, liebe Frau, sie sollen alle todgeschlagen werden.“

Statt getroht zu sein, fing die Frau an schredlich zu jammern und flehte, um Gottewillen sie leben zu lassen. Sie batte nämlich um Unterflügung gebeten für ihre Tochter, die mit Dril- lingen geflegnet worden war.

Ein Naturwunder.

„An dieser Stelle war doch immer ein herrliches Echo?“

„Ja, das ist jetzt drei Monat wegen Betruges eingeperrt.“

Hungrige Pelikane.

Wie eine Verforperung unerfät- lichen, gierigen Hungers nimmt sich unsere Pelikanengruppe aus. Diese furchtbaren, weitauferissenen Schnä- bel sehen aus, als wären sie über-

haupt nicht zu füllen, und in der That gehört der Pelikan zu den gefähigsten Vögeln. Er sieht die Leiche, Seen und Flüsse förmlich systematisch und jedenfalls sehr gründlich mit Silbe seines ungeheuer großen Schnabels ab,



Hungrige Pelikane.